

Untergang [Fortsetzung]

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Er selbst sah keinen andern Ausweg; das Kind schuldete es sich selber, ihm zu folgen.

Aber sein Versuch, Ingolf zu überreden, war ganz fruchtlos. Warum er ihn los sein wolle? Was er getan habe... Er solle ihn nicht fortsenden, er wolle fleißig sein! Sie bekämen ja wohl wieder Arbeit! Er wolle bei keinem andern bleiben! Und der Knabe weinte.

Aber sein heftiger Widerstand und sein Kummer über diesen Vorschlag fielen wie ein warmer Sonnenstrahl in die dunkle gemarterte Seele des Arzisten.

Nein, sie wollten sich nicht trennen. Sie wollten immer beisammen bleiben, das Leben mochte dann kommen, wie es wollte!...

Werkwürdig, es war auf einmal neue Hoffnung über die beiden armen Menschen, den Mann und den Knaben, gekommen, jetzt, als der Bund zwischen ihnen aufs neue fest und für alle Zeit geknüpft war...

Erfüllt von einer gewissen blassen Freude wanderten sie an diesem Tag zusammen auf einem der Wege hinaus, die nach der Stadt führten.

Woher morgen das Brot kommen sollte, wußten sie nicht. Aber die Sonne schien so mild an diesem hellen Herbsttag. Auf den Stoppelfeldern duftete die Krausmünze, und den Straßenrändern entlang standen grüne Büsche mit sammetblauen Schlehen und roten Hagebutten. Die Stare sammelten sich in Scharen, und die Wildenten zogen. Weit draußen über den graugelben Feldern und den dunkelgrünen Wiesen flogen sie in Linien und Keilen mit kurzen lockenden Schreien, Sehnsucht und Verlangen nach Freiheit und Flügeln bei denjenigen weckend, die starrend am Weg stehen blieben...

Aber am gleichen Abend schlug „Hoffmanns Tivoli“ seine Gauflurbude auf dem Marktplatz an der Grenze der Stadt auf...

(Fortsetzung folgt).

Untergang.

Novelle von Arthur Zimmermann, Verleger bei Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Alle diese Bilder zogen in bunter, rascher Reihenfolge an meiner Seele vorüber, und ich seufzte unwillkürlich tief und laut auf, indem ich zur Wirklichkeit erwachte.

Mein Gegenüber fuhr bei dem Seufzer erschreckt aus seinem Brüten empor und frug:

„Was hast du?“

„Ich träumte, mein Lieber!“ sprach ich und sah ihn traurig und erwartungsvoll an.

„Träume sind ungesund,“ entgegnete vor sich hin murmelnd Herter; „ich habe auch einmal geträumt... Doch das ist schon lange her...“

Ein schwerer Atemzug hob seine Brust, und rascher, wie wenn er eine unangenehme Erinnerung verschrecken wollte, fuhr er fort:

„Ja... Woher ich komme und was mich herführt, frugst du mich? Höre!“

„Seit jener Zeit, da ich den Pfarrrock an den Nagel hängte oder hängen mußte, habe ich mich in aller Herren Länder herumgetrieben. Du kennst ja meine Geschichte... Nicht?...“

Oder nicht ganz?... Ja, ja!... Du sollst sie aber kennen lernen, heute sollst du sie kennen lernen, ganz, ohne jedes Mäntelchen! Also herumgetrieben habe ich mich wie ein rechter Landfahrer und Landstreicher... von Stadt zu Stadt... von Land zu Land... und habe nirgends Ruhe gefunden! Bald arbeitend und zur Not verdienend, was ich brauchte... bald... bettelnd oder schmarotzend... aber immer trinkend, zechend... laufend, um mein Glend, mein namenloses Glend zu betäuben und einzuschlafen, das wie ein krächzender Rabenschwarm mir folgte... überallhin... wo ich ging und stand. Ich glaubte ihm entrinnen zu können... glaubte stärker zu sein, als das Schicksal... es unterzukriegen... Umsonst! Des Morgens beim Erwachen stand die Erinnerung... die entsetzliche, unauslösbare als stumme Begleiterin neben mir, und des Abends war sie es, die mir zu unruhigem Schlummer die Augen zudrückte und mich im Traume verfolgte!

So bin ich alt und grau geworden... und habe den un-mühen Kampf längst aufgegeben...



DIE SCHWEIZ
14386

• HEIMKEHR •

„Und dann ... ist es nicht seltsam? ... hat mich das Heimweh angefaßt und mir keine Ruhe gelassen, bis ich zurückkehren mußte zu den Stätten, an denen ich aufwuchs, wo mir eine goldene Zukunft winkte und wo ich so furchtbaren und kläglichen Schiffbruch erlitt! Seit einem Monat bin ich in Zürich ... von Verwandten widerwillig aufgenommen ... und führe ein versumpftes Dasein ...“

Er fuhr mit dem Taschentuch über die Stirne, ergriff die vor ihm stehende Tasse und trank sie gierig, in langem Zuge hinunter.

„Ah,“ fuhr er dann fort, „und was mich zu dir führt? Sieh, als ich gestern nach dem systematischen Herumsaufen meiner Wohnung zuschreiten wollte, überkam mich auf einmal ein ganz grauenhafter Ekel vor meinem Leben, das sich so ohne irgendwelchen Inhalt, immer nur zwischen hier Trinken und dort Trinken abspielte, daß mir die Tränen in die Augen traten. Du nennst das ja vielleicht mit Recht nur ein ‚Trunken-Gelehd‘ ... ohne irgend welchen bedeutendern Hintergrund. Ja, es war so ein ‚Trunken-Gelehd‘ ... Oder mag es gewesen sein, was es will ... Aber todtraurig war ich und verspürte auf einmal ein solch brennendes Heimweh nach meiner Jugend, nach meinen frühern Freunden, daß es mir fast das Herz abdrücken wollte. Ich trug das schmerzliche Verlangen lebendig und immer lebendiger im Sinne, wieder einmal einen Jugendgenossen zu sehen, der auf der guten sichern Landstraße geblieben und nicht in den Sumpf geraten war, wie ich ... ja, wie ich ...“

„Bei unserm nächtlichen Gelage war auch dein Name genannt worden, und eine unaussprechliche Sehnsucht, dich wieder einmal zu sehen, trieb mich zum Bahnhof. Alles andere trat zurück ... Sogar die Scham, so vor dich hinzutreten, hielt mich nicht ab ... Dich mußte ich sehen, zu dem ich mich immer am meisten hingezogen gefühlt habe! Du ... du ... du ... glaubst du mir das? Willst du mir das glauben ... du, he?“ rief er laut und ergriff meine Hand, um sie fast zu zerdrücken.

Er war aufgesprungen und dabei so nahe an mich herangetreten, daß mir der widerliche Alkoholgeruch seines glühenden Atems ekelhaft ins Gesicht stieg, und ich war mir nicht im klaren, ob das alles, was sich da vor mir abspielte, nur theatralische Mache und Pose oder wirklich ein elementares Aufblitzen eines durchbrechenden Nestes von Ehrgefühl in seinem Busen war. Aber trotz allen Zweifels und Zwiespalts in meinem Herzen war ich erschüttert und überließ ihm willenlos meine Hand.

Er setzte sich wieder und schaute einen Augenblick an mir vorbei durchs Fenster in die trübe kalte Dämmerung des nebligen Wintermorgens.

Dann blickte er mich lächelnd an und sprach mit leiser, verschleierter Stimme:

„Weißt du noch, damals? Ach, wie lange ist's her ... Damals? O, wie waren das schöne Zeiten! Denkst du noch daran? Du und ich ... o ... und jetzt! Es kommt mir alles vor wie in einem Märchen. Ich bin wie ein verwunschener Prinz und finde ... im Zauberwalde verirrt ... das erlösende Wort nicht mehr, das mich frei werden läßt, den Zauber bricht und mich dem Leben zurückgibt. Ja, die böse Fee ... die böse Fee!“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schwieg. Mit veränderter Stimme fuhr er dann fort:

„Und dir geht es gut also ... sehr gut, wie ich sehe ... Das freut mich ... und ist ja so natürlich! Allen ... allen geht es gut ...“

„Ah,“ warf ich ein, „auch dir könnte es gut gehen, wenn du nur den Mut und die Kraft dazu haben würdest! Es ist nie zu spät zur Umkehr.“

„Meinst du? Ach, wer würde mir die Hand dazu bieten ... Ihr verachtet mich ja ... alle ... alle ...“

„Deine Schwäche verachten wir, nicht Dich, den alten Freund ... Davor behüte uns Gott!“

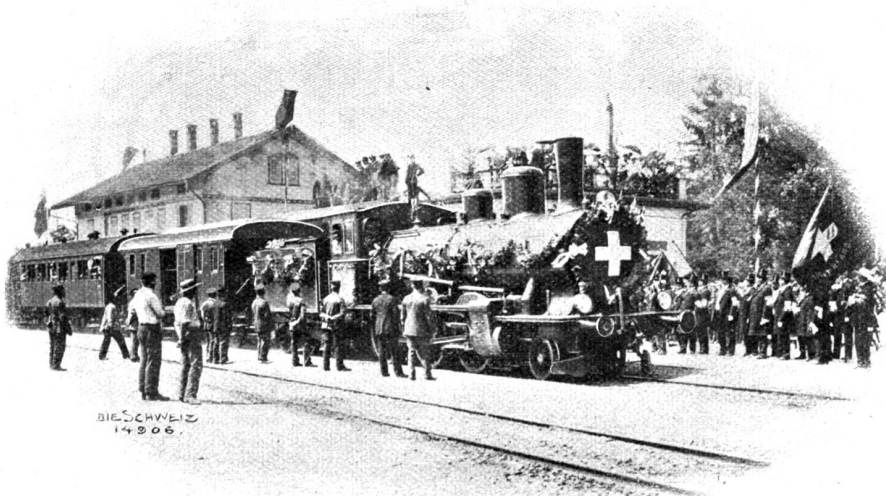
„Es ist zu spät! Für mich wäre nur eines gut: ein langer, langer Schlaf ... das ewige Vergessen ... Nur das nimmt einst den unseligen Fluch von meinen Schultern, dem ich nimmer entfliehen kann ...“

„Dichstest du auch noch?“ frug er dann plötzlich und unvermittelt, sodas ich lächeln mußte.

„Wie kommst du auf die Frage?“ entgegnete ich.

„Dichstest du noch? Ja? ... O lies mir etwas vor von deinen Sachen, ich bitte dich darum! O, weißt du noch, wie wir einst miteinander in Versen ... in Poesie und Wohlklang geschwelgt haben? Ach, wie schön war das damals ... Bitte, lies mir etwas vor ... Das beruhigt mich.“

Warum sollte ich es nicht tun, wenn es ihm Freude und Beruhigung brachte? War es doch vielleicht die letzte Bitte, die er an mich richtete — denn wer weiß, ob ich ihn je wieder einmal sah, wenn er von mir gegangen? So griff ich seitwärts in eine Mappe, wo ich — Welch seltsame Fügung — ein erst gestern vollendetes Gedichtchen verwahrt wußte. Es paßte ge-



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Einfahrt des Festzuges mit den Luzernern und dem eidg. Banner in Buhl (St. Gallen). — Phot. Ph. & G. Lint, Zürich.

rade auf ihn — vielleicht war's ein Schicksalswink: wer konnte wissen, wozu es gut war?

So setzte ich mich denn mit dem Blatte zurecht und sprach, ihn ernst und fest anblickend:

„So höre!“

Er lehnte sich im Stuhle zurück und schloß, die Arme ver-schränkend, die Augen.

Dann las ich meine gestern rasch hingeworfenen Verse, ohne sonderliche Betonung — etwas monoton — doch nicht weniger eindringlich:

Götterjüngling Bacchus, lieblich
Ist der Wein, dein Angebinde,
Der in goldner Schale perlet,
Voller Würze, süß und lüde!

Neht ein Gottgeschenk und Labe
Denen, die ihn würdig nippen,
Voll Verhängnis jenem, der ihn
Wilder Gier setzt an die Lippen!

Geister schlummern in der Tiefe,
Lauern auf des Weines Glut,
Schweben neckisch hin und wieder
Auf den dunkelroten Fluten —

Und wer frech zum Becher greifet,
Trinkt in schnödem Unverstande,
Den bezwingen sie, den schlagen
Sie in ihre Zauberbande —

Den umgaukeln sie mit ihrem
Wild bacchantisch tollen Reigen,
Machen ihn zu ihrem Sklaven,
Machen ihn sich ganz zu eigen —

Lassen lachen ihn und weinen,
Zwingen ihn auf alle Biere,
Wandeln ihn zum blöden Kinde
Und zum unvernünft'gen Tiere.

Doch dem echten, rechten Becher
Senken sie mit Zaubervalken
Jugendkraft ins alte Herze,
Glätten Runzeln ihm und Falten,

Wecken in der sanftesfrohen
Nehle helle Liedertöne,
Machen weit die Brust für alles
Gute ihm, für alles Schöne.

auf ihn einreden wollte. „Das Beste wäre für mich . . . der Tod! O sterben können . . . sterben! O, wie wollte ich ihn mit offenen Armen empfangen . . . den guten, den linden Tilger aller Schmerzen . . . den einzigen, besten Arzt aller Glenden und Verlassenen! O, schlafen können . . . schlafen und nimmer erwachen . . . wäre das eine Wohltat! Ach, schon Stunden lang habe ich in Todesgedanken förmlich geprazt und geschwelgt, habe mir alles ausgemalt, wie es kommen würde . . . was man sagen würde über mich und wie ich all das Hämiße, das Wegwerfende, das Böße, das gesprochen, gezielt und geraunt würde, nicht mehr zu hören brauchte . . . Daß ich erlöst wäre von aller Erbenqual! O, von der Qual, am Tische von Verwandten zu speisen, die mich zum Satan wünschen, von der Qual der bittern Stunden der zeitweiligen Selbstekehr und Vorwürfe, von der Qual des stets durchschimmernden Bewußtseins, daß man ein unfählicher Lump, ein charakterloser Mensch sei, und von der

Wenn er seinen Becher hebet,
Ihn voll Andacht führt zum Munde,
Steigt Gott Bacchus selbst hernieder
Und vereint sich ihm zum Bunde —

Deffnet ihm des Himmels Tore,
Läßt mit liebevollem Winken
Ihn an reichbefesteter Tafel
Nektar mit den Göttern trinken!

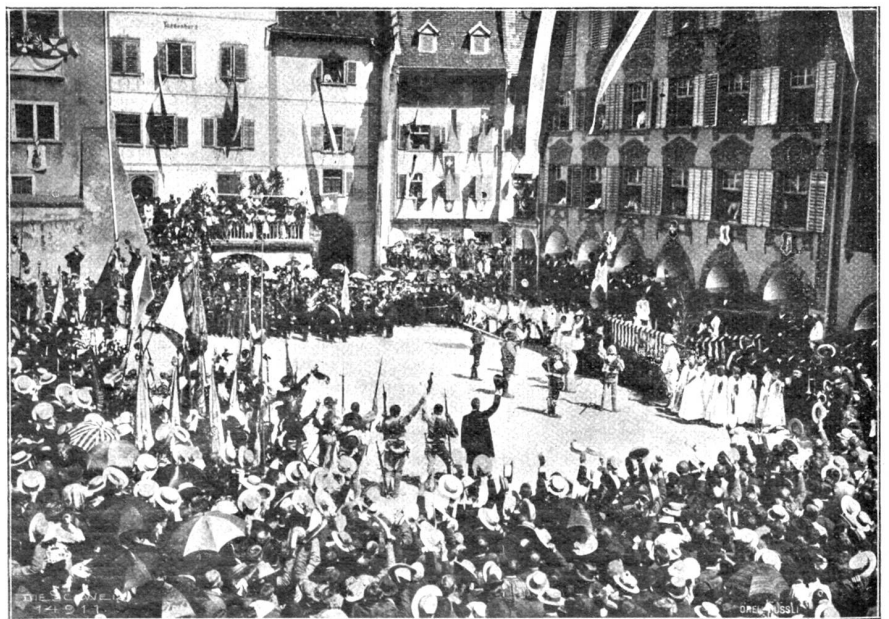
Die letzten Worte waren lange schon verklungen, immer noch herrschte Stille, die von nichts unterbrochen wurde, als von dem leisen Knistern des Blattes Papier, das ich schweigend faltete und bei Seite legte.

Dann beugte sich Herter vornüber, legte, zur Erde blickend, die Hände in seinen Schoß und bewegte murrend die Lippen:

„Zwingen ihn auf alle Biere,
Wandeln ihn zum blöden Kinde
Und zum unvernünft'gen Tiere . . .“

„Ja, so ist's . . . ganz so . . . so . . . Und du bist nicht der erste, der mir das ins Gesicht gesagt hätte! Ach, so mancher . . . o, wie mancher hat mich das schon hören lassen, und hundertmal habe ich Besserung versprochen und hundertmal . . . gelogen!“

„Nein, nein, laß mich!“ wehrte er ab, als ich ermunternd und ermahnend auf ihn einreden wollte. „Das Beste wäre für mich . . . der Tod! O sterben können . . . sterben! O, wie wollte ich ihn mit offenen Armen empfangen . . . den guten, den linden Tilger aller Schmerzen . . . den einzigen, besten Arzt aller Glenden und Verlassenen! O, schlafen können . . . schlafen und nimmer erwachen . . . wäre das eine Wohltat! Ach, schon Stunden lang habe ich in Todesgedanken förmlich geprazt und geschwelgt, habe mir alles ausgemalt, wie es kommen würde . . . was man sagen würde über mich und wie ich all das Hämiße, das Wegwerfende, das Böße, das gesprochen, gezielt und geraunt würde, nicht mehr zu hören brauchte . . . Daß ich erlöst wäre von aller Erbenqual! O, von der Qual, am Tische von Verwandten zu speisen, die mich zum Satan wünschen, von der Qual der bittern Stunden der zeitweiligen Selbstekehr und Vorwürfe, von der Qual des stets durchschimmernden Bewußtseins, daß man ein unfählicher Lump, ein charakterloser Mensch sei, und von der



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Offizielle Uebergabe der eidg. Schützenfahne auf dem Hofplatz in Buhl (Phot. Ph. & G. Lint, Zürich).



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Zelger im Festzug (Phot. Ph. & C. Lutz, Zürich).

Qual der schauerhaften Erkenntnis, nicht mehr umkehren und nicht mehr sich aufraffen zu können! O, wie schön müßte das sein, stumm und still zu liegen und sich in die warmen Arme der Allmutter Erde zu schmiegen, unterzugehen ... ein Stäubchen, ein winziges ... in der Unendlichkeit des Weltalls ... der Natur, und sich nach ihrem Willen ... chemisch umgesetzt

in Atome, zu beliebiger Neuverwendung ... gleichberechtigt mit allem andern, in ihren großen Haushalt einzufügen! Welch herrlicher, welch wollüstiger Gedanke! Nein, für mich hat der Tod keine Schrecken! Aber er kommt nicht, kommt noch lange nicht ... ich weiß es. Unstet hin und her muß ich wandern, wie der ewige Jude, der auch nicht sterben konnte ... Das ist meine Strafe ... meine entsetzliche Strafe! Denn ich weiß, warum er mich nicht nimmt, trotz meines Flehens und Rufens nicht nimmt ... Ich weiß es ... ich habe oft darüber nachgedacht und habe es herausgefunden, warum er mich flieht ... Ich will es dir sagen, warum."

Er zog aus seiner Rocktasche ein beschmutztes, zerkrümeltes Papier hervor und glättete es auf seinen Knien.

"Sieh, hier habe ich es aufgeschrieben in einer stillen, ruhigen Stunde, in einer Stunde, in der ich mir gehörte und mein Geist nicht vom Alkohol umnachtet war! Verse sind es ... wie ich sie früher machte ... vielleicht etwas holpriger und rauher tönend als früher ... Aber empfunden sind sie, erlebt sind sie ... mit meinem Herzblood sind sie geschrieben, und stets trage ich sie bei mir. Höre mich an!"

Dann las er, und es machte einen grotesken, ja fast einen schaurigen Eindruck, den verwahrlosten Trunkenbold, der noch halb im Banne der durchzechten Nacht stand, die Verse seines wohlklingenden Gedichtes vorlesen zu hören.



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Eidg. Bannerträger im Festzug in Wyl (Phot. Ph. & C. Lutz, Zürich).



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Gabelhalle. Empfang der Vereine
(Phot. Ch. Schalk & Ebinger, St. Gallen).

Er las:

Der Abend nahte, die Dämmerung spann,
Ein feiner sprühender Nebel rann:
Was jüngt im Sonnengold noch gelacht,
Bedeckten langsam die Schatten der Nacht.
Es rauschte der Wald eine traurige Weise,
Die Blumen senkten die Köpfe leise —
Mein Herz war so schwer, so ahnungsbang,
Da sah ich wandern das Feld entlang
Im matt verglimmenden Abendrot,
Die Senfe im Arme, den blaffen Tod.

Ich sah ihn wandern durchs dunkle Land,
Die Senfe rauschte in seiner Hand:
Er legte die Aehren in Schwaden rings,
Es fielen die Blumen rechts und links,
Er schnitt die Halme in frogendem Grün,
Er pflückte die Rosen im üppigsten Blühn,
Er fällte die Bäume in Fülle und Saft,
Er fällte die Eichen voll trotziger Kraft,
In jedem Winkel kehrte er ein —
Vorüber ging er an mir allein.

Da hab' ich verzweifelt hinausgelacht:
Was läßt du mich stehen in dunkler Nacht?
Mir rauschte vorüber des Lebens Mai,
Mein Tag ist erloschen, mein Tag ist vorbei!
Hab' alles verscherzt, was im Morgenrot
Der Jugend das Glück mir einst lächelnd bot —
Ein taubes Reis, ein dürres Blatt
Bin ich, das nicht Stütze, nicht Halt mehr hat!
So komm doch, Erlöser, mähe auch mich;
Ich warte voll Sehnsucht schon lange auf dich!

So komm doch — Was säumst du? — Du mäht ja mit
Die andern auch, die in Trieb und in Blust, | Luft
Die mitten in froher Arbeit stehn —
Warum an mir denn vorbeigehn?
Was nimmst du den Lumpen nicht, den Schuft,
Der voller Inbrunst nach dir ruft?
„Du reizest mich nicht!“ sprach hohnlachend der Tod
Und schritt von dannen im Abendrot —
Ich stand allein in Verzweiflung und Gram
Und verbüllte mein Antlitz in glühender Scham...

Langsam ließ er die Hand mit dem schmutzigen Blatte auf die Knie sinken und sah wortlos in erschütternder Resignation, die blöden leeren Blicke voll stummer Verzweiflung, auf mich.

Mir graute vor dem Glend, das sich da vor mir erschloß. In tiefster Seele verwundet, drückte ich ihm leise die Hand, unfähig meinem Mitgefühl gleich die richtigen Worte zu geben. Die Zunge verjagte mir, die Brust war mir wie eingeklemmt, und ich empfand die seelische Erschütterung fast als körperlichen Schmerz.

Dann fing er wieder an zu sprechen, so matt und hilflos, daß es mir in die Seele schnitt.

„Ich reizte ihn nicht, ihn ekelt vor mir... Das ist's... Nun weißt du's! Die Lebenden wenden sich von mir ab... alle, alle ziehen sich zurück, meiden mich, und auch er, der mir Erlösung bringen könnte, geht in weitem Bogen an mir vorbei. O Glend... nicht sterben zu können!“

Da brach der Bann, der mich gefangen hielt, und liebevoll rief ich, seine Hand fester drückend:

„Du sollst aber auch nicht sterben, hörst du... Du sollst leben! Sieh, noch ist nichts verloren! Wer solche Sachen schreiben kann, wie das, was du mir soeben vorgelesen... der kann sich auch aufraffen! Hast du wirklich schon

Scham über dein böses Leben empfunden? Konntest du... kannst du dich noch schämen? O, dann ist's gut... Sieh, das ist der Anfang aller Besserung... Das ist der Grund, auf den du wieder bauen kannst! Glaube mir, Freund, o glaub' es mir, Herter, du kannst es... du wirst es können, wenn du nur noch ein wenig Kraft und Mut hast, um auf die Ermahnungen wohlmeinender Freunde zu hören, und ich will derjenige sein, der dir den richtigen Weg dazu weist.“

Er schüttelte still den Kopf und wollte reden. Doch ich ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

„Doch, doch, es geht... es muß gehen, wie ich es im Sinne habe. Aber du allein bist's nicht imstande. Dazu reicht deine eigene Kraft... das glaube ich selber... nicht aus, um das durchzuführen, was ich für dich als notwendig erachte. Du brauchst Ueberwachung dabei... feste Stützpunkte außerhalb dir... immer neue Anregung... seelische und körperliche... Und das ist nur möglich in einer geschlossenen Anstalt. Du mußt dich in eine Heilanstalt aufnehmen lassen.“

„In eine Trinkerheilanstalt, nicht wahr?“ unterbrach mich Herter, dumpf anlachend.

„Ja,“ antwortete ich fest, „in eine Trinkerheilanstalt. Scheint dir das so etwas Entsetzliches zu sein? Stoßest du dich am Namen? Es ist eine Heilanstalt, wie jede andere... Was soll dabei anderes sein? Körperliche Leiden kommen in die entsprechende körperliche Heilanstalt, in ein Spital, Geistesfranke in eine Irrenheilanstalt, solche, die Erzeffe in Baccho begehen und nicht die nötige Energie zur Heilung in sich selber finden, kommen in die ihnen entsprechende Heilstätte... in eine Trinkerheilanstalt... Die Hauptsache ist doch die, daß geholfen werden kann... Nicht? Begreifst du mich?“

„Es ist wie eine Fügung,“ antwortete er, „daß du auf diese Sache zu sprechen kommst. Ich hätte es nicht über mich gebracht, davon anzufangen, obwohl das Einholen deiner Meinung auch über diese Frage mit ein Grund meines Besuchs bei dir war. Denn sieh, meine Verwandten drängen mich unaufhörlich... sie haben mich in Glifon schon angemeldet, und ich trage die nötigen Papiere alle schon ausgefüllt bei mir. Nur das ärztliche Attest über meinen körperlichen Gesundheitszustand ist noch leer und harrt der Ausfüllung... Dann können sie mich einsperren.“

Damit holte er aus seiner Rocktasche ein dickes umfangreiches Kuvert hervor und reichte es mir halb zögernd hin.

„Tagelang trage ich den Kram schon mit herum, immer unentschieden: Soll ich, soll ich nicht? Und schließlich beschloß ich, auf deinen Rat abzustellen. Und doch, ich weiß es, weiß es ganz gewiß . . . ich hätte die Sache nicht zur Sprache gebracht, wäre, feige deinem Ausspruch ausweichend, wieder umsonst von dir weggegangen, wenn du nicht selbst darauf zu sprechen gekommen wärest! Also wirklich, auch du rätst mir dazu?“

„Und zwar von ganzem Herzen; es ist die einzige Rettung . . . Das allein kann zum Guten führen,“ entgegnete ich ihm.

„Du mußt's ja wissen,“ fuhr er resigniert fort, „du bist ja Arzt . . . So . . . untersuche mich, tu deine Pflicht . . . Füll' den Zettel aus, und dann mögen sie mich in die Zwangsjacke stecken! . . . O der Zwang . . . der Zwang! Sieh, mein ganzes verfehltes Leben litt unter Zwangsverhältnissen . . . Ich glaube, das hat mich zu Grunde gerichtet. Der Zwang in meinem Berufe . . . Du weißt ja . . . fromm war ich nie, nichts weniger als zum Pfarrer geeignet . . . ich studierte ja nur gezwungen, des lieben Mammons wegen Theologie. . . . Und dann ein ganzes, langes Leben gezwungen zu sein, über Dinge zu reden, an die man nicht glaubt, Gebete zu sprechen, deren Inhalt einem wider seinen gesunden Menschenverstand geht . . . Du weißt nicht, was das heißt! Du weißt nicht, wie manchmal ich auf dem Sprunge war, den abgearbeiteten, stillen, wortkargen Bauern, die nach strenger Wochenarbeit zu andächtiger Erbauung in meine Predigten kamen, um durch das göttliche Wort, das ich ihnen verkünden sollte, neue Kraft zu ihrem mühseligen Tagewerk zu erlangen, hohnlachend zuzurufen: O, ihr einfältigen Gläubigen, die ihr an meinen Lippen hanget, geht, trollt euch weg, steinigt mich . . . Denn seht, was ich euch da vorpredige, das ist eitle Phrase, hohles Geschwätz, das euer Pfarrer selbst nicht glaubt . . . Ja . . . ja, ich lüge . . . lüge euch an um des lieben Brotes willen . . . Begreift du, was das heißen will, was ich alles litt und alles durchmachte? . . . Und wie im Berufe, so war's auch in der Ehe . . . Zwang . . . alles Zwang!“

„Was sprichst du da,“ unterbrach ich ihn, „auch in der Ehe Zwang? Wie verstehe ich das? Daß ja nachher bei euch nicht alles gestimmt, vieles zu wünschen übrig gelassen hat, das weiß ich . . . Aber ich dachte doch, daß du in freier Wahl und ohne Zwang dir deine Gattin ausgesucht hast?“



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Jda von Toggenburg
(Phot. Ch. Schalk & Ebinger, St. Gallen).

„Nein,“ flüster er, „auch da war's wieder ein unheilvoller Zwang, und wer weiß, ob es nicht anders gekommen wäre, wenn ich mich ihm nicht gefügt hätte! Aber . . . es ging damals nicht anders. O, wenn es dich interessiert . . . es ist bald erzählt und eine furchtbar einfache Geschichte . . . Höre nur an! Wer weiß, vielleicht denkst du nachher auch etwas anders von mir . . . besser . . . das heißt . . . vielleicht wirst du mich etwas milder beurteilen, ein entschuldigendes Moment für mich herausfühlen und . . . etwas Mitleid mit mir haben.“

Er machte eine kleine Pause. Dann reckte er sich plötzlich straff empor — Wie weggewischt waren der letzte Rest des Raufsches und die trunkenelendartige, weinerliche Stimmung von früher, es war, als hätte er sich selbst zugerufen: „Ich will mich rechtfertigen, wenigstens vor ihm, ich muß und will!“ Und fest und klar und deutlich sprechend, fuhr er mit glänzenden Augen fort:

„Du weißt, daß ich mich damals . . . als die Geschichte mit dem Trinken aus Aerger über meinen verfehlten Beruf schon angefangen hatte . . . auf deinen Rat rasch entschlossen nach einer Frau umsaß. Vielleicht nur zu rasch . . . ich habe es erfahren. In dem Weibe, das ich zum Altar führte, glaubte ich anfänglich gefunden zu haben, was mir nottat. Sie war ein hübsches, gescheites Mädchen von etwas heißblütigem, sinnlichem Temperamente, sodaß ich in meiner damals noch jugendlichen Leidenschaftlichkeit bald Feuer fing. Ja, die Flammen loderten in der ersten Zeit . . . und sie wußte sie recht geschickt zu schüren . . . derart auf, daß sie in einer schwülen Sommernacht, mein klares Denken störend, meine Sinne verwirrend über mir und meiner Verlobten, die mir, wie es schien, in leidenschaftlicher Glut auf halbem Wege entgegenkam, zusammenzuschlugen. Sie gab sich mir zu eigen. Als der Raufsch verfliegen und ich in der nächsten Zeit wieder nüchterner geworden war, merkte ich bald, daß etwas zwischen uns anders geworden sei . . . Wir waren nicht mehr unbefangen . . . Der feine Duft feuchter Liebe und Sehnsucht war von unserm Verhältnisse abgestreift und ein gegenseitiges Schuldbewußtsein legte sich wie



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Jürker Gruppe mit Studenten
(Phot. Ch. Schalk & Ebinger, St. Gallen).

ein Raubreif auf unsern Verkehr. Die frühere Herzlichkeit litt . . . Ich ward zusehends kritischer und betrachtete meine Braut von einem andern Standpunkt aus als früher. Vieles fiel mir jetzt an ihr auf, was ich früher gar nicht gesehen. Offenbar unter der Voraussetzung des gesicherten Besitzes mir gegenüber ließ sie sich freier gehen, und ich entdeckte schließlich an ihr Charakteranlagen, die mich beleidigten, abstießen, erötend auf mich wirkten und ganz langsam eine Kluft zwischen ihr und mir entstehen ließen, über die sich keine Brücke schien schlagen zu lassen. . . Zu allem kam noch, daß mir Gelegenheit geboten wurde, sie mit einem andern Mädchen zu vergleichen, das zu jener Zeit in meinem Gesichtskreis trat. Es war eine Freundin meiner Braut — Anna hieß sie — die gerade zu der kritischen Zeit zu ihr auf Besuch gekommen war. Sie war gut gewachsen, nicht gerade schön, besaß aber ein paar dunkle Augen, die, wenn verwandte Töne ihrer Seele angeschlagen wurden, in strahlendem Glanze aufleuchten konnten und dann ihrem Gesicht etwas so Lieb-reizendes verliehen, daß jeder, der sie in solchen Momenten sah, bezaubert wurde. Auch mich bezauberte sie und zwang mich schließlich in ihren Bann, obwohl das nicht in ihrer Absicht lag, — wie ich bestimmt weiß; denn sie war nichts weniger als ein Stofette. Sie besaß Herz und Gefühl, war sehr belesen, und unsere Charaktere vertrugen sich, wie ich bald herausfand, in schönster Harmonie . . . Unsere Seelen waren auf den gleichen Ton gestimmt, und wenn eine Saite in ihrem Herzen klang, nahm das meine den Ton ab und klang mit . . . Unfänglich war unser Verkehr harmlos, und ich betrachtete ihn bei der aufsteigenden, unausgesprochenen Verstimmung zwischen

mir und meiner Braut als eine willkommene Ablenkung. Später freute ich mich der zunehmenden Harmonie und der aufkeimenden Freundschaft, ertappte mich aber endlich darauf, daß es nicht nur freundschaftliche Gefühle waren, die mich mit ihr verbanden, sondern daß, je weiter ich mich von meiner Braut entfernte und mich an ihr stieß, eine um so tiefere Leidenschaft und nicht mehr zurückdrängende Liebe zu ihrer Freundin mich erfaßte und mein Herz ganz ausfüllte. Mit Frohlocken und mit Entsetzen zugleich sah ich jetzt und wußte es, was echte Liebe war . . . Ich frug mich, wie das enden sollte, und ich wußte es nur zu gut, wie. Und doch — obwohl ich den Ring einer andern am Finger trug — hatte ich nicht die Kraft, mich dem süßen Rausche zu entziehen, der mehr und mehr mich ergriff, wenn ich in der Nähe der Geliebten war, wenn ich nur ihren Schritt oder den Klang ihrer lieben Stimme hörte. . . Tat ich nicht unrecht? Beging ich nicht an der Verlobten ein Verbrechen, wenn ich mich von ihr, die sich mir ganz und gar zu eigen gegeben, loslöste? Die Welt würde wohl ohne zu denken ja gesagt und den Stab über mir gebrochen haben — aber mein Herz und mein Gewissen sagten laut und deutlich:



Eidg. Schützenfest in St. Gallen. Die drei ersten Meisterschützen: Konrad Stäheli, St. Fiden (85 Nummern), Ernst Stumpf, Morisbach (81 Nummern), Dr. Hans Enderli, Zürich (80 Nummern). Phot. A. Krenn, Zürich.

Nein! Ich liebte Bertha ja nicht, ich sah, daß ich mich in meinen Gefühlen gegen sie getäuscht hatte — war da das Verbrechen nicht größer, wenn ich mit einer Lüge auf den Lippen zum Altar getreten wäre und, während mein ganzes Sein vom Gedanken an eine andere erfüllt war, gelobte, ihr als meiner Frau ein ganzes Leben lang treu zu sein, etwas gelobte, was nicht war und nie wahr werden konnte? Gewiß, das wäre ein Verbrechen gewesen!“

(Fortsetzung folgt).

☆ Mondnacht ☆

Die Nacht ist hell, und Silber streut
Der bleiche Freund auf Wald und Matten.
Tief überm See sind weiche Schatten,
Und von den Bergen kommt Geläut.

Das macht, daß ich nicht schlafen mag:
Ich lausche auf den Ton der Herden,
Und alle bangen Wünsche werden
So wach als wie am hellen Tag.

Der droben aber wandert still,
Wie's ihm der Meister vorgeschrieben —
Was sorg' ich nur! Denn auch mein Lieben
Geht ja den Weg, den jener will!

Fritz Wichert, Basel.